



Grenzübertritt und Friedenstauben

Nach längerem Debakel mit unseren Eltern wurden wir Kinder aufgefordert, alle Papierschnipsel aufzuheben und sie dann in den Müllkasten zu werfen. Die schönen Tauben wurden als Papierschnipsel diffamiert. Es dauerte mehrere Stunden, bis die Täubchen wieder eingesammelt waren. Sie waren mir allerdings zum Wegwerfen zu schade und so erfüllte ich nur den ersten Teil der Anordnung. Nachdem die Polizisten verschwunden waren, beantwortete mir meine Mutter meine Frage. Herr Johann Baptist G., ein in der Stadt bekannter CDU Genosse, hatte sich in seinem politischen Übereifer dazu hinreißen lassen, Anzeige zu erstatten. Gab es nicht auch schon damals wichtigere Dinge, die ordentlich hätten geregelt werden müssen und wichtiger waren? Ein Schritt hinter der Gardine hervor und auf die Straße getreten hätte sein Problem möglicherweise sofort geklärt. Wir Kinder verstanden die angebliche Problematik sowieso nicht.

Ich hatte alle Tauben in die Tüte zurückgesteckt und mit in die Wohnung genommen. Hier wollte ich sie vorerst aufbewahren. Es war schon dunkel, als es an der Wohnungstür klingelte. Mein Onkel Karl, der mit meiner Tante Lotte auf der anderen Seite der Straße wohnte, kam uns besuchen. Ein höchst seltener Besuch, da er sich mit meinem Vater nicht verstand und daher den Kontakt mit ihm mied. Er war Zimmermann und stammte aus dem Rheinland. Nach dem Krieg war er in Berlin durch seine Liebe zu meiner Tante hängen geblieben. Aus seiner politischen Einstellung machte er nie ein Hehl und bekannte sich offen zum Kommunismus, eine mutige Demonstration in der damaligen Zeit im Westen. Mit Herrn Johann Baptist G. lag er demzufolge in Fehde. Er hatte von den Flugversuchen der Friedenstauben gehört und hatte sich darüber sehr amüsiert. Er sagte mir gleich, dass er das Verhalten der Kinder sehr schätze. Ich verstand nicht was daran schätzenswert war. Wir hatten lediglich gespielt ohne den geringsten Hintergrund oder irgend einen Zweck zu verfolgen. Er fragte nach den Tauben und wo sie hingekommen wären. Ich zeigte ihm die Papiertüte mit den Tauben, die im großen und ganzen trotz des einmaligen Gebrauches noch sehr gut aussahen. Er bot mir für die Tüte zwei Mark. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Zwei Mark, ein Vermögen für mich. Ich willigte sofort und ohne weiter zu überlegen ein und die Tüte wechselte den Besitzer. Am nächsten Morgen ging ich fröhlich aus dem Haus. In der Gesäßtasche meiner Hose steckte das Zweimarkstück, das mir das Erfüllen einiger kleiner Wünsche ermöglichte. Normaler Weise galt für die Kinder ein Groschen oder zwanzig Pfennige Trinkgeld als ausreichend, der obligatorische Fünfinger war bereits sehr viel, alles darüber liegende hatte Seltenheitswert. Daher findet man dieses Trinkgeld sehr häufig in der Erzählung.

Beim Vorbeigehen an dem Grundstück von Herrn G. warf ich einen Blick in den Vorgarten und sah überall verstreut Friedenstauben liegen, die bis in den kleinsten Winkel zwischen den Sträuchern den Boden bedeckten. Ich war erstaunt und dachte nach, ob es sich um meine Handelsware an meinen Onkel handeln konnte. Zuerst war ich mir nicht sicher. Als ich aber am Nachmittag von meinen Spielkameraden hörte, dass auch der Gartenteil hinter dem Haus über und über mit den Tauben bestreut war, erhärtete sich mein Verdacht schon bald. Auch Angelika, die Tochter des Herrn G. berichtete uns später, dass sich ihr Vater über diese Aktion sehr geärgert hatte. Diesmal hatte er jedoch auf die Hilfe der Polizei verzichtet, obwohl er hierfür das Kommunistenpack konkret

verantwortlich machte. Die Säuberung des Gartens wurde der Haushälterin der Gradls zusätzlich zu ihren sonstigen Pflichten aufgegeben und so traf die Aktion, wie so oft die falsche Person.

Der Vorfall trug auch dazu bei, dass den Kindern des Herrn G., Thomas und Angelika, das Spielen mit den Kindern des Pöbels untersagt wurde. Wir Kinder scherten uns jedoch nicht um dieses idiotische Verbot und suchten uns weiter vom Haus der G. s entfernt Plätze zur Kommunikation. Ich fand das Verhalten des Herrn G. weder christlich noch demokratisch. Es ähnelte eher einer auf uns Kinder bezogene Sippenhaft. War den Anwohnern bisher die politische Einstellung des Herrn G. unbekannt geblieben, so wurde sie durch den Vorfall fast allen Anwohnern bekannt.

Ich hatte den besten Vater der Welt, vorausgesetzt er hatte keinen Tropfen Alkohol getrunken. Leider schmeckte ihm der Alkohol so sehr, dass es ihm oft schwer fiel, einen Bogen um die Türen der Gaststätten zu machen. Die Lokale zogen ihn magisch an, so dass er sie betreten musste. Besonders schwer für ihn war es an den Tagen der wöchentlichen Lohnzahlung oder an den Tagen, wenn er seinen zusätzlichen Lohn für die Schmuggelfahrten abholte, die auf dem Weg liegenden Gaststätten zu meiden. Hatte ihn die Gaststätte geschluckt, so war er über viele Stunden verschwunden und trat erst dann den Heimweg an, wenn kein Geld mehr in seiner Tasche übrig geblieben war und ihn der Alkohol mit unsicherem Gang und lallender Zunge endlich besiegt hatte. Meine Mutter meinte in diesem Zusammenhang, dass ihm vor einem Lokalbesuch jede Mark in der Tasche drücken würde und er nicht eher froh sei, wenn auch diese ausgegeben wäre.

Das Problem hatte er durchgehend und es war auch der Hauptgrund, dass wir immer mit recht wenig Geld auskommen mussten, obwohl er stets überdurchschnittlich viel gearbeitet hatte und dadurch auch relativ viel verdiente. Meine Mutter hoffte daher, dass er in meiner Begleitung den direkten Weg nach Hause nehmen würde und so ließ sie mich an diesen gefährdeten Tagen öfter mit ihm mitgehen. Das ging in der Regel auch über eine gewisse Zeit gut. Später kam jedoch der Sohn oft allein nach Hause, von ihm mit einer Tüte Sahnebonbons oder einer Tafel Schokolade bestochen und dann vorzeitig nach Hause geschickt.

Heute war so ein Tag und wir sollten zu dem Bauunternehmer gehen, der in einer Villa in der Ferdinandstraße residierte, um den verabredeten Lohn für die letzten Schmuggelfahrten abzuholen. Es war mir nicht angenehm, ungewollt von ihm den Begleiter zu machen, der ohnehin nichts bewirken konnte. Warum ist sie denn nicht mitgegangen? Das habe ich bis heute nicht herausgefunden.

Pflichten des täglichen Lebens

Ich habe keine Zeit, lass uns doch schon einmal einen Termin verabreden. Diese Aussage höre ich heute häufig. Sei es, dass es sich um eine private Verabredung handelt oder um eine geschäftliche. Der Terminkalender hat längst den Geschäftsbereich hinter sich gelassen und hat auch im Privaten massiv Einzug gehalten. Eine Terminvereinbarung im Geschäftsbereich war und ist sicher verständlich, aber im privaten Bereich scheinen die Menschen sich auch mangels Zeit nur noch durch den Terminkalender zu organisieren. Der Fortschritt durch die modernen Haushaltsgeräte, mit der durch das Auto geschaffenen Flexibilität, durch den modernen Wohnkomfort und den fast bis zum Verzehr fertig vorbereiteten Lebensmitteln, die es überall zu kaufen gibt, müsste man annehmen, die Menschen verfügen über hinreichend Zeit. Im Gegenteil. Die hieraus gewonnene Zeit wird durch das große Angebot an Gestaltungsmöglichkeiten für die Freizeit wieder aufgezehrt. In einigen Fällen übersteigt schon heute der Zeitbedarf für die Freizeitvergnügen die zum täglichen Leben notwendigen Pflichten weit. Daraus resultiert oft ein Manko an Zeit. Viele Menschen nehmen sich weniger Zeit füreinander. Ich habe den Eindruck, es finden einige schick und zeitgemäß, wenn sie sich mit der Erklärung keine Zeit zu haben, wichtig machen. Erfragt man den Grund für die mangelnde Zeit, so erhält man oft banale Erklärungen. Jeder lebt sein Leben und setzt dabei selbst die Prioritäten des Zeiteinsatzes. Das zu kritisieren steht mir nicht zu. Kurzum, die Zeit ist immer

knapp, insbesondere in den Abendstunden, die von den Menschen zum größten Teil durchgängig für die bequeme Betrachtung ihres Heimkinos, dem Fernsehapparat, verschleudert wird. Denke ich an die Jahre meiner Kindheit, so erinnere ich mich deutlich, die Menschen hatten viel mehr Zeit füreinander und waren miteinander im Kontakt.

Die Dinge des täglichen Bedarfs waren zum größten Teil mit wesentlich größeren Aufwand verbunden und dennoch blieb den Menschen dabei noch genug Zeit zur Kommunikation mit den Mitmenschen. Die relativ schwere und aufwendige Arbeit der Hausfrauen erlaubte ihnen zwar nicht, den ganzen Tag in der Sonne zu liegen, aber die eine oder andere Stunde konnte noch mit den Nachbarn verbracht und verquatscht werden.

Besonders schwer und aufwendig erschien mir immer der angesetzte Waschtage meiner Mutter, an dem auch ich mit eingebunden wurde. Ich hatte dabei zwar nur einen geringen Anteil an Hilfe zu leisten, dennoch gingen mir dadurch an diesem Tag mehrere Stunden zum Spielen verloren. Die Waschküche in unserem Haus wurde viele Tage vor dem Waschtermin bestellt und musste an diesem Tag auch genutzt werden. Die Hausfrauen haben diesen selten ungenutzt verstreichen lassen und haben sich oft auch bei Unwohlsein eingefunden, um ihn zu nutzen. Der Waschtage begann sehr früh für meine Mutter, die bereits am Abend zuvor die vorsortierte Wäsche in die Waschküche brachte und sie in einem großen Zinkkübel einweichte und über Nacht stehen ließ. Sehr früh am nächsten morgen brachte sie einen Brennholzstapel in die Waschküche und entfachte das Feuer unter dem kupfernen Waschkessel, der in einem gemauerten Ofen eingelassen war. In diesem Kessel wurden mehrere Eimer mit Wasser erhitzt. Der Raum war nicht geheizt und daher war er in der kalten Jahreszeit am frühen morgen bitter kalt. Erst das Feuer unter dem Kessel erwärmte den Raum allmählich und langsam entwickelte sich Wasserdampf, der den gesamten Raum ausfüllte. Meine Mutter öffnete das Fenster, damit die abziehenden Dämpfe wieder eine klare Sicht im Raum ermöglichten. Nachdem das Waschpulver, der Marke Persil wäscht so weiß, weißer geht es nicht, in der entsprechenden Menge in den Kessel geschüttet war, begann sie die eingeweichte Wäsche aus dem Zinkbottich zu fischen und auszuwringen.

Dann wurde sie in den Waschkessel getan und tüchtig gekocht. Von daher war mir die Bezeichnung Kochwäsche sehr gut zu erklären. Zwischendurch wendete sie die Wäschestücke in dem heißen Kessel mit einem dicken immens großen Holzspatel und bewegte das Unterste nach oben. Das musste mehrmals wiederholt werden und kostete viel Kraft. Das Wasser in dem Zinkbottich lief über einen Auslauf, von dem der Korken entfernt wurde, direkt in eine Fußbodenentwässerung. Anschließend wurde der Zinkbottich, der auch Zuber genannt wurde, mit frischem kaltem Wasser wieder gefüllt. Das Kochen der Wäsche dauerte so ungefähr eineinhalb Stunden. Das eigentliche Waschgefäß, eine ovale Zinkwanne mit nur niedrigen Seitenwänden, stand auf einem stabilen dreibeinigen hölzernen Untergestell und hatte auch einen Auslauf zum Verkorken. Hier begann der eigentliche Waschvorgang. Die einzelnen Wäschestücke wurden mit dem Spatel aus dem heißen Wasser gefischt und in der Waschwanne mit Kernseife über ein Waschbrett mit geriffelter Zinkoberfläche gerieben und dabei löste sich auch der noch verbliebene hartnäckigste Schmutzrest vollständig. Zum Ausspülen des Seifenpulvers und der Seife mussten die Wäschestücke mehrmals in dem kalten klaren Wasser des Zubers gespült werden. Das war in der kalten Jahreszeit besonders unangenehm für die Hausfrauen und hier holten sie sich oft rissige Hände.